

Afrikas Bruecken nach Arabien

Sansibar

Sansibar - tropische Insel vor der Küste Ostafrikas. Schiffe aus aller Welt ankerten bis ins 19. Jahrhundert in der weiten Bucht der gleichnamigen Inselhauptstadt. Elfenbein, Sklaven und Gewürze aus Schwarzafrika wurden hier umgeschlagen, asiatischer und arabischer Fernhandel nutzte den Hafen als Zwischenstop - Sansibar entwickelte sich zu einem bedeutenden Knotenpunkt im Indischen Ozeanhandel. Indische und arabische Händler ließen sich hier nieder und kontrollierten die Geschäfte.

Sansibar zog nicht nur viele Seeleute, Kaufleute und Handwerker aus Übersee an, auch Sultan Said verlegte 1840 seinen Regierungssitz von Muscat im heutigen Oman in die ostafrikanische Küstenstadt. Sansibar wird zur Insel der Gewürznelken-Plantagen. Die Gewinne aus Gewürzexporten und Sklavenhandel machen aus der Altstadt, in der bis dahin Hütten und Holzhäuser vorherrschen, eine prachtvolle Stonetown. Sein Nachfolger Sultan Barghash lässt an der Uferpromenade Sansibars das modernste Gebäude Ostafrikas errichten, mit Strom und einem elektrisch betriebenen Fahrstuhl.

Die Blütezeit Sansibars ist längst vorbei, die Herrschaft der Sultane und der britischen Kolonialherren 1964 durch eine sozialistische Regierung abgelöst.

Die Architektur der Altstadt Stonetown reflektiert bis heute diese Synthese aus arabischen, indischen und schwarzafrikanischen Einflüssen, ist multikulturell wie ihre Bewohner. Moscheen, Kirchen und Hindu-Tempel, afrikanische Märkte, Kolonialbauten und britische Handelshäuser, ein omanisches Fort und geschnitzte Holztüren, all das macht die Suaheli-Kultur Sansibars aus.

Buch und Regie: Manfred Linke
Kamera: Donald Saischowa

Kulturdenkmal: Die Stone Town ist ein herausragendes Beispiel für die Konflikte, das harmonische Zusammenleben und die Verschmelzung von afrikanischen, arabischen und indischen Kulturen über Jahrhunderte

Unesco-Ernennung: 2000

2500 - 1200 v.Chr.
Handel mit dem pharaonischen Ägypten

6. Jh. v. Chr.
Phönizier umsegeln laut ägyptischen Quellen Afrika

1.Jh.

Ansiedelung der Bantu-Stämme; archäologische Spuren sabäischer Besucher

2. Jh.

Erste Erwähnung Sansibars: ein griechische Kaufmann aus Alexandria in Ägypten beschreibt in seinem Handbuch „Periplus Maris Erythraei“ die Ansiedlung arabischer Händler an der afrikanischen Ostküste

700 - 900

Arabische, persische und indonesische Zuwanderer besiedeln die afrikanische Ostküste und Sansibar

1107

Bau der Moschee von Kizimkazi, dem ältesten islamische Gebäude Ostafrikas

1503

Portugiesen erobern Sansibar und gründen einen Handelsposten

1698

Das Sultanat Oman erobert Sansibar und vertreibt die Portugiesen

1811

Eröffnung des zentralen Sklavenmarktes für Ostafrika durch Sultan Said

1840

Sultan Said verlegt seine Hauptstadt von Oman nach Sansibar

1873/1889

Schließung des Sklavenmarktes / Verbot der Sklaverei

1890

Sansibar wird englisches Protektorat

1963

Großbritannien entlässt Sansibar als konstitutionelle Monarchie in die Unabhängigkeit

12. Januar 1964

Revolution der afrikanischen Mehrheit, die arabischen und indischen Bürger fliehen

24. April 1964

Zusammenschluss von Tanganjika und Sansibar zu Republik Tansania, Sansibar behält autonomen Status

1996
erste Mehrparteienwahl

Filmtext

Ein Name der Sehnsucht weckt, Fernweh, der an die Abenteuer Sindbads des Seefahrers erinnert, Geschichten verspricht von unermesslichem Reichtum, Handelsgefeilsche und Sultanspracht, von Revolten und Intrigen - Sansibar. Dezember 1840: eine ganze Flotte großer Dhausegler läuft auf Sansibar zu, Schiffe voller Hausrat und allem, was ein prunkvoller Herrscherhof so braucht. Sultan Said zieht um - aus seinem Palast im Oman, über 2.000 Seemeilen weiter nördlich, in seine neu gewählte Residenz: Sansibar. Ihn locken die rasch steigenden Gewinne des Handelsstützpunktes. Von Sansibar aus wird Sultan Said weite Teile der ostafrikanischen Küste und die Handelswege ins Innere Afrikas kontrollieren.

Unter Sultan Said wird Sansibar einer der wichtigsten Warenumsschlagplätze des Indischen Ozeans. Und die Altstadt, die Stonetown, verändert ihr Gesicht. Steinhäuser verdrängen mit Stroh gedeckte Lehmhütten. In der weiten Hafengebucht ankern arabische und afrikanische Dhaus, englische Klipper, französische und amerikanische Handelsschoner, große Segler aus Indien. Sie füllen ihre Stauräume mit Elfenbein und Gewürzen - oder auch mit Sklaven aus dem Inneren Afrikas. Und sie bringen Tuche, Reis, Schießpulver und vieles mehr in die Handelsdrehzscheibe Ostafrikas. Als Sultan Said seinen Herrschaftssitz nach Sansibar verlegt, leben hier bereits 5000 Araber, vor allem Kaufleute. Die Handelsstadt ist seit über hundert Jahren in omanischer Hand. Das alte Fort: Es wurde 1710 errichtet, nachdem es den Arabern gelungen war, die Portugiesen von einem großen Teil der ostafrikanischen Küste zu vertreiben.

Noch ganz arabisch - ein ambulanter Kaffeeverkäufer. Man trifft sich, wie schon ehemals, auf den barazas, den steinernen Bänken vor den Häusern oder an den größeren Wegkreuzungen der einzelnen Viertel. Sokumhogo ist der belebteste Treffpunkt im Herzen der Altstadt. Ali Hassan, der Kaffeeverkäufer, zieht seit Jahrzehnten mit seiner alten, holzkohlebeheizten Kanne durch die Stadt. Er ist etwa 70, genau weiß er es selbst nicht, stammt aus dem Jemen und kam in jungen Jahren mit seinem Bruder, einem Händler, nach Sansibar. Andere kommen von den weiter südlich gelegenen Komoren, wieder andere sind Festland-Afrikaner, und auch eine große Kolonie Inder ist schon lange in Sansibar ansässig.

Viele hier bezeichnen sich als Swahili, jene alteingesessenen Insel- und Küstenbewohner, bei denen sich schon vor Jahrhunderten afrikanische, persische und arabische Einflüsse mischten. Die meisten sind Muslime,

und so finden sich in der Stadt 48 Moscheen mit ihren Minaretten. Aber auch Christen und Hindus haben ihre Gotteshäuser, ihre Stupas, ihre Tempel. Diese ganz eigenartige Mischung verschiedenster Hautfarben, Kulturen und Religionen macht die Faszination Sansibars aus. Die Minara-Moschee, die älteste der Stadt. Das Minarett ist konisch, eine seltene Form. Von außen und innen wirken die meisten Moscheen schlicht, fast schmucklos. Der Gebetsraum ist breit, ermöglicht ein Nebeneinander. Sansibar war stets eine Hochburg der Ibadhiten, eine muslimische Sekte, die die Einfachheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Gläubigen betont. Viele Kaufleute sind Ibadhiten.

Von außen sind die Moscheen nur erkennbar an der Ausbuchtung des Mihrab, der Gebetsnische. Sie fügen sich fast unmerklich ein ins Gesamtbild der Altstadt. Ein typisch arabisches Händlerhaus, ebenfalls weitgehend schmucklos, eigentlich weiß, doch vom Monsun gegerbt. Im Erdgeschoss die Waren, im obersten Geschoss, fast fensterlos, die Frauengemächer. Die Architektur gibt sich bescheiden, ein muslimischer Kaufmann zeigt seinen Reichtum nicht. Auch die ehemaligen Karawansereien, die Herbergen für Händler aus aller Welt, sind nach außen abgeschlossen. Das Leben ist ganz nach innen orientiert. Heute ist diese alte arabische Karawanserei Zufluchtsort für ledige Frauen mit ihren Kindern. Nur die Portale der arabischen Häuser sind aufwendig gestaltet - sie sollen zeigen, dass hier kein armer Mann wohnt. Die prachtvoll geschnitzten Türen haben die Häuser der wohlhabenden Araber gemeinsam mit denen der Swahili und der Inder. Sie sind, bei allen sonstigen kulturellen und stilistischen Unterschieden, ein gemeinsames Statussymbol, kulturübergreifend, typisch für die Stonetown von Sansibar. 560 geschnitzte Türen sind noch erhalten, die ältesten aus dem 17. Jahrhundert. Besonders prunkvoll gestaltete Türen zieren die ehemaligen Häuser der Sultans-Familie und den Palast, erkennbar an den Wappentieren. Sultan Said lässt seinen Palast in bester Lage erbauen, direkt an der Uferpromenade.

Hier zieht er 1840 mit seinem ganzen Hofstaat ein, 3 Frauen, 75 Konkubinen, etlichen Söhnen und Töchtern. Sultan Said gilt als Haudegen, der selbst in jedes Gefecht geht. Er humpelt leicht, in jungen Jahren traf ihn eine Kugel in die Hüfte. Er gilt als weltoffen, spricht Arabisch, Swahili, Persisch und Hindi. Die Baraza des Sultanspalastes, der Audienzsaal. Sultan Said redet mit allen fast wie mit Gleichgestellten. Sogar ehemalige Sklaven lässt er in höchste Ämter aufsteigen. Doch der Lebensstil in seinem Palast ist aufwendig, Sultan Said hält orientalisches Hof.

Gut gefüllt sind seine Waren- und Vorratslager - und auch sein Harem - ein eigenes Gebäude inmitten eines Gartens. "Meine Einkünfte im Oman sind sehr bescheiden und meine Ausgaben sehr groß...", begründet der Sultan seinen Entschluss, nach Sansibar umzuziehen. Er will sich im Fernhandel sanieren und umgibt sich mit indischen Großhändlern, deren

Handelsbeziehungen bis nach China und weiter reichen. Er gewährt Hindus die gleichen Privilegien wie Muslimen und Religionsfreiheit - mit einem eigenen Tempel inmitten der Stonetown. Noch heute betreiben Inder ihre Verkaufsstände auf dem Markt von Sansibar, Läden und Wechselstuben in den Gassen der Altstadt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kontrollieren sie große Teile des Fernhandels. Vor allem die unersättliche Nachfrage nach Elfenbein und Gewürzen in Europa, den USA und Indien beschert ihnen hier glänzende Geschäfte. Und so zieht es immer mehr Inder nach Sansibar, den Großhändlern folgen Kleinhändler und Handwerker. 1870 sind es schon 3000 - eine eigene Gemeinde. Anfangs wohnen sie hier in der Fremde noch sehr bescheiden, doch dann errichten auch sie große Häuser, die sich von denen der Araber deutlich unterscheiden. Ihre Balkone weisen nach außen, zu den Gassen und Plätzen. Indische Großhändler finanzieren den aufwendigen Lebensstil des muslimischen Herrschers, seine Flotte, seine militärischen Unternehmungen. Dafür überträgt der Sultan seinen indischen Gläubigern die Zollrechte im Hafen von Sansibar und dabei bleibt es fast das ganze 19. Jahrhundert. Ein lukrativer Deal für beide Seiten, denn die Zolleinnahmen steigen und steigen. Noch heute pulsiert im Dhau-Hafen das Leben, auch wenn die alten Segler nur noch regionalen Handel treiben. Ein Handelsgut erweist sich zur Zeit Sultan Saids als besonders einträglich - Sklaven aus dem Inneren Afrikas. Wohl mancher heutige Hafearbeiter und viele Bewohner der Stonetown sind Nachfahren von Sklaven.

Seit dem 18. Jahrhundert kaufen vor allem die Franzosen Plantagenarbeiter für ihre Kolonien. Im 19. Jahrhundert bleiben immer mehr Sklaven auf Sansibar selbst, in den neu angelegten Gewürz- und Kaffee-Plantagen Gewürznelken sind bald das Geschäft. Allein Sultan Said verfügt bei seinem Tod 1856 über 45 Plantagen - mit 12.000 Sklaven. Der Sklavenhandel, das dunkle Kapitel in der Geschichte Sansibars. Am Rande der Stonetown lag einst der große Sklavenmarkt, der Hauptumschlagplatz Ost-Afrikas.

Jahr für Jahr werden hier Tausende von Sklaven vorgeführt, begutachtet, weiter verkauft. Die harte Plantagenarbeit überleben viele nicht lange, immer neue Menschenware wird gebraucht. Erst die Engländer, stärkste Macht im Indischen Ozean, erzwingen 1873, dass der Sklavenmarkt geschlossen wird. Wo früher um Menschen gefeilscht wurde, errichten die Briten ihre anglikanische Kirche. Die Schließung des Sklavenmarktes fällt in die Zeit von Sultan Barghash, ein Sohn des Said. In einem übertrifft er seinen Vater - er bringt es auf 99 Konkubinen. Und: Er stürzt sich in ein Bauprojekt nach dem anderen. Den Palastkomplex lässt er um ein Gebäude für große Zeremonien erweitern. Das Eingangsportal ist so groß, dass der Sultan auf einem Elefanten hineinreiten kann. Barghash will ein "Haus der Wunder", er lässt es mit allen technischen Raffinessen damaliger Zeit ausstatten. Es wird gekrönt von einer frei tragenden

Kuppel. Die Stützpfeiler sind aus England importiert - gegossen aus Sheffield-Stahl. Das Gebäude ist das erste südlich der Sahara, das schon 1883 über fließend Wasser und Strom verfügt.

Barghash sorgt aber auch dafür, dass die Stadt an Strom und Trinkwasser angeschlossen und der Hafen ausgebaut wird. Doch der Niedergang ist programmiert. Die Abschaffung der Sklaverei trifft Sansibar hart. Und schon bald nach dem Tod von Sultan Barghash erklären die Engländer Sansibar zu ihrem Protektorat. 1896 zerschließen britische Kriegsschiffe Uferpromenade und Palast, um einen lästigen Thronanwärter zu vertreiben. Das Ganze dauert 45 Minuten - der kürzeste Krieg der Weltgeschichte. Danach herrschen nur noch Sultane von Englands Gnaden. Der englische Architekt Sinclair fügt dem Stadtbild einige bemerkenswerte Bauten hinzu. Das Oberste Gericht - eine ganz eigenartige Mischung aus englischer und muslimischer Architektur. 1964 läuft die Zeit der Engländer und der omanischen Sultane ab - Revolution. Sansibar wird Teil eines sozialistischen Tansanias. Wohlhabende Araber und Inder werden enteignet und verjagt. Ali Hassan, der Kaffeeverkäufer, durfte bleiben. Mittlerweile sind viele seiner alten Freunde wieder zurückgekehrt. Ob Araber, Inder, Swahili oder Afrikaner, fast alle hier sind dem kleinen schwarzen Schluck verfallen. Und so führt der Rundgang des Kaffeeverkäufers vorbei am alten Palast und dem Haus der Wunder, immer wieder hinein in die alte Stadt, die Stonetown, in der der Mythos Sansibars noch weiterlebt.

Buch und Regie: Manfred Linke

Lamu

Lamu - eine Insel im indischen Ozean vor der ostafrikanischen Küste. Doch der Stempel der Republik Kenia im Pass besagt wenig, diesem Ort hat nicht nur Afrika, sondern auch Arabien und Indien seinen Stempel eingeprägt. Die Altstadt von Lamu ist einer der wenigen Plätze, an dem sich die über tausendjährige, aus vielen Einflüssen verschmolzene, Swahilikultur und ihre Bauwerke erhalten haben.

Wer hier an Land geht, dem fallen zunächst keine Denkmäler, sondern die Menschen ins Auge. Die Swahili, die Küstenbewohner, bewegen sich sicher und ohne Eile im planvollen Irrgarten der schmalen Gassen von Lamu. Und doch ist der Bauplan der 'Steinstadt' sehr regelmäßig, wenn auch nicht schematisch angelegt.

Die Stadt mit heute etwa 30 000 Einwohnern hat eine fast eintausendjährige Geschichte. Schon im 9. Jahrhundert traten arabische Kaufleute mit den Küstenbewohnern in Handelsbeziehungen. Viele ließen sich an der ostafrikanischen Küste nieder und bauten ein Fernhandelsnetz auf. So kam der Wohlstand nach Lamu - und der Islam. Vierstöckige, ohne Zement aus Korallenquadern geschichtete Häuser, deren Wände mit Kalkverputz geglättet sind, zeugen mit schönen Innenhöfen und offenen, Räumen, durch die der Wind zirkulieren und die Sonnenglut mildern kann, von einer hochentwickelten Baukunst. In den zur Gasse fensterlosen Fassaden: Die berühmten, hohen Türen von Lamu, ornamentreich geschnitzt. Bis auf den heutigen Tag beherrschen einige Handwerksmeister die traditionelle Schnitzkunst. Die Türen der Häuser der 'Steinstadt' sind mehr als ein Hauseingang, sie werden zum Sinnbild der formenreichen Swahilikultur. In den schmalen Gassen, in denen sich die Entgegenkommenden kaum ausweichen können, begegnet der Fremde schwarz verhüllten Frauengestalten, die ihm geheimnisvoll erscheinen, weil ihr Gesicht verschleiert ist. Die Swahilikultur wurde vom Islam geprägt, ja, sie definiert sich durch den gemeinsamen Glauben. Mehrmals am Tag schallt der Gebetsruf über die Stadt und sein Echo fängt sich in den schmalen Gassen. Dann sieht man die Männer in den knöchellangen, weißen Gewändern eine der 29 Moscheen der Stadt aufsuchen. Der gleichmäßige und sich nach ungebrochener Tradition vollziehende Lebensrhythmus der Menschen in dieser Stadt übt einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Für den Fremden umgibt das tägliche Leben auf Lamu die Faszination des Besonderen. Wie lange noch? Zwar ist das Bild der Altstadt nicht durch störenden Neubauten zerstört, aber es wird vom Verfall bedroht. Viele Häuser sind zu Ruinen geworden, und die abblätternden Farben der Wände erscheinen dem Touristen reizvoll, für die Einwohner aber sind sie ein Spiegel des Niedergangs ihrer Kultur.

Buch und Regie: Christian Romanowski
Kamera: Gerd Bleichert

Kulturdenkmal: Zentrum der islamischen Suahelikultur an der ostafrikanischen Südküste; geschlossenes unverfälschtes Stadtbild in arabischem Stil

Unesco-Ernennung: 2001

14.Jh.
Gründung durch arabische Händler

1506
Eroberung der Stadt durch die Portugiesen

1698
Rückeroberung durch Araber aus Oman

1895
Lamu wird Teil des von den Briten geführten Ostafrika-Protectorats

1907
Abschaffung der Sklaverei

Filmtext

Wenn das erste Licht im Spiegel der Wellen das Ufer der Insel erreicht, hat das Leben in der Steinstadt von Lamu schon lange begonnen. Und der Blinde findet wie jeden Morgen bei Sonnenaufgang seinen Weg hinunter zum Hafen.

Als Kind hatte er durch das schöngeschnitzte Gitter auf der Terrasse seines Onkels die Ankunft der Boote beobachtet, hatte zu erraten versucht, woher sie kamen, welche Waren sie geladen, und wer an Bord war. Und wenn eine Dhau vor Anker lag, hatte er in Gedanken das Segel gesetzt und war auf weite Reisen gegangen - 'Träum nicht', hatte sein Onkel, der Handelsmann, gerufen, wenn der Junge sein Lieblingsspiel spielte. Doch eines Tages blieben ihm nur noch die Träume, denn die Bilder im Schnitzwerk verschwammen und das Licht der Sonne erlosch.

Reisende. Den Inselbewohner und ihren Lasten steht nur der Wasserweg offen, mit der ersten Flut gehen die Dhaus unter Segel. Manchmal läuft ein Boot auf Grund, wenn es im seichten Wasser zwischen den Inseln die Fahrrinne nicht einhält. Die Dhau hat Steinblöcke geladen, doch das Mädchen von der Nachbarinsel stellt sich vor, es seien Edelsteine, die das Lastschiff nach Lamu bringt. Wie früher. Auf Lamu wurden die Boote, so

hat sie gehört, mit Edelhölzer, Elfenbein und auch mit Sklaven in eisernen Ketten beladen. Dann suchen ihre Augen suchen das Ufer ab, denn sie hat auch gehört, dass es in der Stadt hohe Steinhäuser gebe. Doch die Häuser am Ufer sind niedrig, - zur Enttäuschung des Mädchens. Dann entdeckt sie merkwürdige Vögel am Strand, die reglos dastehen, als wollten sie kontrollieren, wer auf der Insel an Land geht. 'Babylonier' werden die Marabous hier genannt.

Wie alle Küstenbewohner sind die Männer auf Lamu erfahrene Seeleute - von altersher und jungend auf.

Von den Zinnen des Forts kann man jedes Boot, das sich der Stadt nähert, erspähen. Die Festung wurde 1813 gebaut. Damals hatte Lamu im Bündnis mit dem mächtigen Scheich von Oman, der die ostafrikanische Küste beherrschte, die Nachbarinsel Pate und das feindliche Mombasa besiegt und konnte sich leisten, das wuchtige Bollwerk zu errichten. Denn die Wirtschaft blühte, der Handel brachte Gewinn.

Schon 900 Jahre zuvor war die Insel ein Umschlagplatz für die Waren vom Festland und weither angelandeten Gütern. Handelsbeziehungen mit arabischen Kaufleuten hatten schon früh Wohlstand nach Lamu gebracht, und den Islam. Arabische Lebensformen und afrikanische Traditionen mischten und verbanden sich zur einflußreichen Swahilikultur, die auch indische Einflüsse aufnahm. Die Swahili, die Menschen der Küste, verbindet nicht ethnische Zugehörigkeit, sondern die gemeinsame Sprache, das Kiswahili.

Der Platz vor dem Fort: Der Mittelpunkt des städtischen Lebens. Bühne und Zuschauerraum beim täglichen Schauspiel. Hier zeigt sich, wer in der Stadt eine Rolle spielt, oder spielen will. Hauptdarsteller sind Männer, jeder nimmt seinen Stammplatz ein, um sich nichts entgehen zu lassen, wer, wohin und aus welchem Grund auf der Usita wa Mui, der Hauptgeschäftsstraße, unterwegs ist. Von dem 2 Kilometer langen Weg zweigen zahllose schmale Gassen ab, ununterscheidbare, enge Durchgänge zwischen den Hauswänden, in deren Labyrinth sich die Bewohner mit geschlossenen Augen zurechtfinden, der Fremde aber meist sich hoffnungslos verirrt. Und doch ist das Gassengewirr nach einem einfachen Plan gebaut, und die Durchgänge zwischen den hohen Häusern so schmal, um die Wege schattig und kühl zu halten.

In den meist fensterlosen Hausfassaden fallen reich ornamentierte, geschnitzte Türen ins Auge: die Türen von Lamu, weithin berühmt. Die traditionelle Schnitzkunst wird auch heute noch von einigen Handwerkern beherrscht und weitergegeben. Doch viele der alten Meisterwerke wurden aus ihren Fassungen gerissen und wurden verkauft. Wohldurchdacht war die Bauweise der Swahiliehäuser und ideal dem heißen Klima angepaßt. Über den offenen Terrassen, durch die der

Wind zirkulieren kann, erheben sich steile, strohgedeckte Dächer, die die Sommerglut mildern.

Je höher die Sonne steigt, desto mehr verebbt der Menschenstrom in der Tiefe der Gassen, die Bewegungen der wenigen Passanten scheinen von träger Unruhe erfüllt. Ist es Sinnestäuschung, dass sich Bilder an Wänden in Beschwörungsformeln verwandeln? Dass ein Augen - Blick die Zeit außer Kraft setzt und alltäglichen Dingen geheimnisvolle Bedeutung gibt. Dann erscheint die Altstadt wie ein magischer Ort, in den leeren Gassen der SteinStadt tauchen Frauengestalten auf, die... geheimnisvoll wieder entschwinden.... oder sind es Bilder, die nur in der Erinnerung des Blinden wach werden, und die wieder verlöschen....Doch Lamu ist kein Ort vergangener Bilder, auch heute leben im Herzen der SteinStadt, Menschen in den viergeschossigen Häusern, den Hochbauten aus Korallenblöcken nur mit Kalkmörtel aufeinandergefügt, - vor zweihundert Jahren von wohlhabenden Geschäftsleute erbaut, und auch die verschleierte Gestalten sind Menschen aus Fleisch und Blut.

Die Sechste Stunde: Mittag. Der Gebetsruf ertönt. Der Lobpreis Allahs , des einzigen Gottes, legt sich über die Stadt und findet in allen Gassen sein Echo: Er hat die Himmel und die Erde erschaffen, er macht, dass die Nacht dem Tag folgt, und er macht, dass der Tag der Nacht folgt... 9 von 10 Menschen in der Stadt mit 30 000 Bewohnern bekennen sich zum Islam. 29 Moscheen sind für die Gläubigen errichtet.

Glaubenswächter.

Mit Ehrfurcht begegnet man den Hütern des Worts des Propheten. Eine Welt der Männer. Wieviel Gesicht eine Frau zeigt, bestimmt auf Lamu nicht das Gesetz, sondern die Familientradition, - wieviel bestimmt die Frau selbst? Welche Rolle wird ihr zugewiesen? Der Blick in die Zukunft und in die Vergangenheit. In den Ton seines tastenden Schritts mischt sich wieder der ferne Klang seiner Kindheit, Die Mutter kommt nach Hause, mit Einkäufen vom Markt...das schöne Haus, mit den gemauerten Bänken in Eingang, wo sich die Männer besprachen,... und im Hof, im Schutz der hohen Mauer, den Reich der Frauen und dem Spielplatz der Kinder, saßen die Schwestern der Mutter und erzählten Geschichten...und dann trat sie ein.... das Lächeln der Mutter, das Lächeln mit dem sie die Kinder ansah ... wenn sie ins oberste Stockwerk hinauf in die Küche stieg,... er kann ihr Lächeln nicht vergessen, nach all den Jahren in Dunkelheit. und dann war da seine Cousine... von der er die Augen nicht lassen konnte... die nun eine alte Frau ist...und von der er immer noch träumt....Hinter dem offenen Hof liegen Räume mit geglätteten Wänden und ornamentverzierten Nischen: Die Schlafzimmer und Baderäume des Hauses, zu denen kein Fremder Zutritt bekam. Hier wurde geboren, geliebt und gestorben, der Kreislauf des Lebens. Heute stehen sie zur

Besichtigung frei, denn das Swahilihaus ist ein Museum. Doch für den Erhalt vieler denkmalgeschützter Bauwerke auf Lamu fehlen die Mittel.

Viele Inselbewohner müssen ihr Geld auf dem Festland verdienen, doch das reicht nur für das tägliche Leben. Ausländer kaufen und restaurieren die schönsten der Häuser, - doch die Fremden leben nicht hier, - so geht die alte Stadtkultur allmählich verloren.

Das reiche Angebot auf dem Markt täuscht nicht über die katastrophale Wirtschaftslage des Landes hinweg, auch auf Lamu leidet ein Teil der Bevölkerung Not. Doch die Swahili haben Selbstbewußtsein und Würde bewahrt. Unaufdringlich freundlich begegnen sie fremden Besuchern. Die meisten Inselbewohner verstehen neben Kiswahili auch die kenianische Amtssprache englisch, und so preisen oft selbst kleine Privatläden ihr Angebot mehrsprachig an.

Zwischen Tradition und dem, was als Fortschritt an Land geht, hat sich auf Lamu ein wenig von der Eigenständigkeit bewahrt, mit der die Swahilisiedlung vor weit mehr als einem Jahrtausend als Handelszentrum in die Geschichte eintrat.

Die Farben sind leuchtend, die Armut ist groß, Der Fremde sieht mit den Augen des Fremden. Er sucht in allem den Reiz, und so mißdeutet er vieles. Er übersieht, dass die gemauerte Bank vor dem Eingang leer steht, und er genießt die Schönheit verblassender, abblätternder Farben, - doch wer hier lebt, erlebt den Verfall. Türen sind Eingänge zu Ruinen geworden.

Mitunter ist der Blinde erleichtert, dass seine Augen verschlossen sind für die Zerstörung, und er nichts sieht, als die vergangenen Bilder.

Für ihn geht jeden Morgen das Licht über einer unzerstörbaren Welt auf, und er lauscht mit der gleichen Erregung, wie als Junge dem Stimmengewirr der Reisenden, die an Bord einer Dhaus gehn. Vor ihnen die Weite des indischen Ozeans, und Sehnsucht und Hoffnung. Die Zurückbleibenden besitzen das flüchtige Gold, das im Spiegel des Meeres vorbeifließt.

Buch und Regie: Christian Romanowski